
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 91 Bydgoszcz, 21. April Bromberg 1939

Golowin geht durch die Stadt

Roman von Hugo Maria Kritz.

(6. Fortsetzung.) ———

Wozu diese falschen Töne? dachte er. Die ganze Stadt weiß, daß Madeleine nur darum Kablinski heiratet, weil sie eben keinen andern findet. Man braucht ja nur die hämischen, wissenden Gesichter der Gäste zu betrachten, um sich darüber klar zu sein, wie sie über diese Verlobung denken.

„Und Madeleine?" fragte Juranitsch. „Ist wohl auch sehr glücklich, wie?" Es war immer ein diabolisches Vergnügen, Hetty in Verwirrung zu bringen. Es war nie schwierig, und er sah sie gerne wie ein Mäuslein in der Falle verschreckt nach einem Ausweg zittern.

„Ach, glücklich! Ja — nein, ich weiß es nicht, ich —", Hetty hielt plötzlich inne, sah zu ihm auf, dann fuhr sie mit einer seltenen Entschlossenheit fort: „Was soll ich Ihnen sagen. Sie sind doch ein alter Freund des Hauses, Sie haben alles miterlebt, Sie wissen, wie die Dinge stehen. Sie muß glücklich sein, verstehen Sie? Es gibt keine andere Wahl." Aber ihr Ton wurde gleich wieder weinerlich: „Was haben wir nicht mit dem Kind alles durchgemacht! Ich glaube nicht, daß ich das ein zweitesmal überleben würde. Ich möchte es auch ein zweitesmal gar nicht überleben. Ich schwöre Ihnen: lieber sterben! Diese Schande, diese schrecklichen, abscheulichen Szenen, dieser Skandal — nein!" Sie schauderte, sie wurde richtig bleich allein bei der Erinnerung an das Gewesene.

Juranitsch sah zu Boden und räusperte sich. Er wußte, ihr Entsetzen war nicht gespielt; sie hatte keine Nerven, die arme kleine Seele. Und er brachte es jetzt nicht über sich, ihr das zu sagen, was er ihr eigentlich hatte sagen wollen — nämlich, daß Golowin zurückgekehrt war. Er wußte, es war ein Fehler, er hätte es unbedingt sagen müssen, schon um sie vorzubereiten. Denn wenn sie es heute noch nicht erfuhr, so erfuhr sie es morgen unbedingt. Und was Golowin unternehmen würde, das war ebenso in Geheimnis gehüllt wie der Grund seines plötzlichen Auftauchens. Daß er in Boguslawa war, ohne sich Madeleine zu nähern, erschien absurd. Aber wie die Dinge auch sein mochten, in diesem Augenblick fühlte Juranitsch eine Welle von Mitleid mit der armen Hetty und er wünschte einen Herzschlag lang, es möge alles vorbeigehen und sie vor noch größerem Unheil bewahrt bleiben.

„Vorbei und vergessen", sagte er tröstend, „denken Sie nicht mehr daran. Madeleine ist älter und reifer geworden. Sie ist bestimmt über das alles längst hinaus."

„Meinen Sie?" fragte Hetty und sah ihn fast ängstlich an. „Glauben Sie wirklich, daß sie diesen — diesen Menschen vergessen hat? Sie spricht ja nie darüber, sie spricht überhaupt nie über sich selbst. Und manchmal denke ich — sie ist ja nett zu Kablinski und sie schätzt ihn auch ohne Zweifel! — aber manchmal denke ich doch, wissen Sie, daß sie innerlich nicht loskommt von dem andern, daß sie immer noch an ihn denkt, daß sie ihm verfallen ist — völlig, verstehen Sie?"

Juranitsch schüttelte langsam den Kopf.

„Ach nein", sagte er leichthin, „das glaube ich nun wieder nicht. Es ist schon so lange her. In diesem Alter lieben Frauen zwar heftig, aber kurzfristig. Sie hat Golowin" — er verbesserte sich hastig, als er Hetty beim Nennen dieses Namens schmerzhaft zusammenzucken sah — „sie hat diesen Menschen bestimmt längst vergessen. Glauben Sie mir, ich kenne die Frauen."

Warum lüge ich? fragte er sich im gleichen Augenblick nicht ohne Verwunderung. Es wird ja alles nur schlimmer. Nie, nie, hat sie ihn vergessen! Sie liebt ihn heute wie damals, diesen Schuft, diesen kalten, rechnenden Seelenfänger, sie liebt ihn unwahrscheinlich, rätselhaft, überirdisch!

Aber Hetty war dankbar für jeden Strohhalm, nach dem sie greifen konnte.

Sie seufzte. „Ich glaube im Grunde auch, daß sie endlich zur Vernunft gekommen ist. Aber man wird so gar nicht aus ihr klug. Sie wissen es je selbst, seit damals ist sie ganz verändert. Manchmal, wenn ich Madeleine beobachte, wie sie Stunden um Stunden im Garten sitzt, regungslos, wie aus Stein, starrt und starrt vor sich hin, und kein Wort kommt aus ihr heraus, keine Silbe, wird mir ganz unheimlich zumute, können Sie das verstehen? Wenn man nur ein einziges Mal wüßte, was in ihr vorgeht, was sie denkt, was werden soll. Aber sie ist wie aus Stein."

„Tja", sagte Juranitsch und zog die Stirn in Falten, „Sie müssen sich in ihre Lage versetzen. Nach allem konnte sie ja nur zweierlei tun, entweder auf und davon gehen, oder aber sich mit einem Panzer umgeben, durch den nichts mehr hindurchkam. Madeleine hat viel gelitten, das dürfen Sie nicht vergessen. Sie sehen immer nur den Fehltritt, die Verirrung, den Skandal. Sie sehen nicht die Opfer, die Demütigungen, die Verzweiflung. Sie werden sie nie begreifen, so lange Sie immer nur das mißratene Kind in ihr erblicken. Was sie — nebenbei gesagt — gar nicht ist."

Hetty hob abwehrend den Arm.

„Es hat ja keinen Zweck, darüber zu debattieren. Es gibt nun einmal Dinge, die ein Mädchen aus gutem Haus einfach nicht tut. Madeleine *hat* derartige Dinge getan. Schön — ich habe ihr verziehen, aber vergessen" — sie schüttelte den Kopf — „nein, vergessen werde ich es niemals. Es war zu arg."

Darauf erfolgte keine Antwort.

Juranitsch betrachtete Hetty kühl und reserviert. Es war immer dasselbe. Kurzsichtigkeit, Anmaßung, Dünkel. Sie selbst, sie hatte wohl gelebt wie ein Engel?

„Wo bleibt denn Kablinski?" fragte er und blickte sich in dem hohen, strahlend erleuchteten Raum um. „Ich habe ihn noch gar nicht gesehen."

Hetty veränderte sofort ihren Ton.

„Ach, der arme Junge“, plapperte sie in ihrer gewohnten Art, „denken Sie, im letzten Augenblick ist noch ein Patient eingeliefert worden, den er sofort operieren mußte. Er hat vorhin angerufen, er kann nicht vor acht hier sein, es ist ein dringender Fall, hat er gesagt. Schrecklich, nicht? — Manchmal hat er zwölf Operationen an einem Tag. Bedenken Sie, was das heißt. Ich finde, es müßte noch ein zweiter Chirurg angestellt werden, Kablinski kann das wirklich nicht mehr allein bewältigen. Manchmal schläft er wahrhaftig bei Tische ein. Und er riecht immer so nach Doktor — ulkig.“

Juranitsch lächelte zerstreut und sah auf den Diener, der geradeswegs auf ihn zukam.

„Herr Polizeipräsident werden am Telefon verlangt.“

Hetty bekam sofort wieder ihren ängstlichen Kaninchenblick.

„Hat das etwas Schlimmes zu bedeuten?“

„Gar nicht“, sagte Juranitsch. „Ich erwarte nur eine bestimmte Nachricht. Entschuldigen Sie mich, bitte.“

Juranitsch folgte dem Diener quer durch den Saal. In der Halle, auf einem niedrigen Tischchen in der Ecke, stand das Telefon. Juranitsch setzte sich, schlug die dünnen Beine elegant übereinander und griff nach dem Hörer.

Es war Stojan, der Kommissar der Kriminalabteilung.

„Na, was gibt's?“ fragte Juranitsch.

„Ich sollte Ihnen über Golowin berichten, Herr Polizeipräsident. Er ist in der Stadt herumgegangen und sitzt jetzt im „Pilsener Hof“ beim Nachtmahl.“

„Hat er mit jemandem gesprochen?“

„Ja, mit Duffek.“

„Was für einem Duffek?“

„Ich habe mir soeben seinen Akt angesehen. Meine Beamten kannten ihn sehr gut. Elfmal vorbestraft: Betrug, Erpressung, Unterschlagung. Es ist jener Mann — wenn Herr Polizeipräsident sich noch erinnern —, der damals in die Sache mit Donnay, dem Direktor der Industriebank, verwickelt war.“

„Was!“ rief Juranitsch. „Das ist aber interessant.“

„Ja, es ist recht merkwürdig“, sagte der Kommissar, „daß Golowin immer wieder in einen Zusammenhang kommt mit Donnays Tod. Es war nicht bekannt, daß er mit Duffek in irgend einer Verbindung stand. Das kommt jetzt erst heraus. Reichlich verworren, muß ich wohl sagen.“

„Vielleicht weniger als Sie denken“, sagte Juranitsch. „Ist aus Wien ein Bescheid gekommen?“

Der Kommissar lachte verlegen. „Das ist das allermerkwürdigste, Herr Polizeipräsident. Er heißt wirklich Cannenburgh und ist Abteilungsleiter am Bakteriologischen Institut in Wien. Er ist sehr angesehen und absolut untadelig.“

„Haben Sie seinen Paß bei der Hand?“

„Liegt vor mir.“

„Sehen Sie doch bitte die Grenzübertritte von 1934 nach.“

„Der Paß ist neu. 1936 ausgestellt.“

„Hören Sie“, sagte Juranitsch nach einigem Überlegen, „so kommen wir nicht weiter. Wir brauchen Fingerabdrücke. Sie müssen sich sofort mit den wichtigsten ausländischen Behörden in Verbindung setzen. Es wäre ja gelacht, wenn er nicht irgendwo als Golowin bekannt wäre. Verstehen Sie?“

„Jawohl, Herr Polizeipräsident.“

„Und rufen Sie in zwei Stunden wieder an. Ich muß wissen, was er macht.“

Er legt den Hörer auf die Gabel und reckte sich hoch auf. Sehr angesehen und absolut untadelig! Er lächelte böse. Verdammter Windhund, wie er das wieder gedreht haben mochte! Abteilungsleiter am Bakteriologischen Institut! Wenn man nicht so genau, so unheimlich genau wüßte, daß er Golowin war — verrückt! Es war glatt zum Verrücktwerden. Man wird nicht Bakteriologe von heute auf morgen. Aber natürlich war er immer schon Bakteriologe. Also ein hochstapelnder Wissenschaftler? Zum Donner, es war eine verdammte Geschichte!

Er zerrte an den sanft geschwungenen Ecken seines Frackes, die parallel mit dem unteren Rand der blütenweißen Weste sich an den Körper schmiegten. Wenn man Golowin nur im Auge behielt, dann konnte nichts Schlimmes geschehen. Mochte er letzten Endes sein, wer er wollte! Nur keine Nervosität! War man nicht jederzeit Herr der Lage? Hielt man nicht alle Fäden in der Hand? Also! Sein Gesicht glättete sich. Mit langen, elastischen Schritten ging er durch die Halle.

Und gerade kam Kablinski.

Juranitsch blieb stehen und wartete, bis der Diener ihm aus dem Mantel geholfen hatte.

Er streckte ihm beide Hände entgegen.

„Abend, Doktor! Spät, aber doch. Noch schnell ein armes Opfer verarztet?“

Kablinski rückte mit zwei Fingern das blitzende, scharfgeschliffene Monokel zurecht. Seine Hände waren weiß und schmal, lebendige, nervöse, empfindliche Chirurgenhände. Sein bewegtes, leidenschaftliches Gesicht zuckte ein wenig. Er war blaß und überarbeitet. Die dunklen Augen glühten tief in den Höhlen. Das Haar über der sehr hohen, zerarbeiteten Stirn war ein wenig gelichtet.

Er lächelte matt.

„Ja“, sagte er, „das arme Opfer war ein fünfzigjähriger Bauer, der noch nie in seinem Leben beim Arzt war, und da er seit einiger Zeit Schmerzen im Magen hatte, wollte er sich selbst operieren und schnitt sich einfach den Bauch auf. Er hielt das Messer noch in der Hand, als er eingeliefert wurde, ein ganz gewöhnliches Küchenmesser. Mitunter kann einem der Verstand bestehenbleiben, was für Dinge passieren. — — Haben Sie vielleicht eine Zigarette?“

„Aber gewiß.“ Juranitsch klappte sein Etui auf und reichte ihm Feuer. Und? Haben Sie ihn gerettet?“

„Nicht ich. Seine Roßnatur hat ihn gerettet.“ Kablinski sog den Rauch tief in die Lungen ein. „Zwei Stunden hat es gedauert, bis man ihn fand, weitere zwei Stunden, bis man ihn ins Krankenhaus geschafft hatte. Und die ganze Zeit war er bei Besinnung und hielt das Messer in der Hand. Unsereiner würde wahrscheinlich in den ersten fünf Minuten zugrunde gehen. Dabei hatte er gar nichts im Magen. Ich brauchte ihn nur wieder zuzunähen.“ Kablinskis Blick glitt suchend und ein wenig gehetzt durch die geöffnete Schiebetür in den Saal, in dem die Gäste warteten. „Viele Leute hier“, sagte er nervös. „Madeleine noch nicht unten?“

„Ich habe sie noch nicht gesehen.“

„Sie braucht immer so lang“, sagte Kablinski zerstreut. Dann wandte er mit einer schnellen Bewegung den Kopf herum. „Haben Sie Ihre Rede schön auswendig gelernt, Juranitsch?“ fragte er lächelnd.

Juranitsch lachte. „Gott bewahre. Ich bin ein alter Polizeihund, wissen Sie. Reden ist nicht meine Sache. Ich spitze nur die Ohren.“

„Um so schlimmer“, sagte Kablinski, „man kann auch zuviel hören.“

„Ich nicht“, sagte Juranitsch ein wenig verletzt. „Wenn Sie zum Beispiel wüßten, was ich heute gehört habe.“

„Oh, so manches gewiß“, versetzte Kablinski nicht ohne Ironie. „Der Frau Bürgermeister wurden zwei Hühner gestohlen und auf dem Großen Markt ist ein Pferd gestürzt.“

„Und ein Friseur ist vom Fahrrad gefallen“, fuhr Juranitsch in gleichem Tone fort, „und darum sitzt die arme Madeleine immer noch mit zerrauftem Haar in ihrem Zimmer. Aber eigentlich wollte ich Ihnen etwas anderes sagen.“

Er war ein wenig größer als Kablinski und blickte mit lauerndem Ausdruck auf ihn herab. Kablinski hatte eine Hand in der Hosentasche, in der, unter der Weste hervorkommend, eine lange, dünne, goldene Kette verschwand.

Ob ich es ihm sagen soll? dachte Juranitsch. Es wäre interessant, sein Gesicht zu sehen.

„Hören Sie, Doktor“, sagte er und versuchte, seine Stimme recht aufgeräumt und leichthin erscheinen zu lassen. „Ich wette einen alten Schuh gegen tausend Dukaten, daß Sie nicht darauf kommen, mit wem ich heute gesprochen habe!“

(Fortsetzung folgt.)

Rodriguez Silva verdient tausend Pesos.

Erzählung von Konrad Seiffert.

Der Mann, der vor dem Herrn stand, sah eigenartig und nicht sehr vertrauenerweckend aus. Sein Kopf war rund und prall wie ein Kürbis, seine Nase war ein roter Knorpel, sein Haar stand wie ein Wald von Borsten, hellrot und sehr struppig, nach allen Seiten.

Der Mann war schlecht gekleidet, sein Anzug bestand nur aus ein paar Lumpen, sein Hut war speckig und farblos. Nur die großen silbernen Sporen an seinen zerrissenen, beschmutzten Stiefeln glänzten, als ob sie eben erst mit Ausdauer und Liebe poliert worden waren. Das Pferd des Mannes sah aus wie sein Herr. Die Knie seiner Vorderbeine waren krumm und zerschunden, es war kein Glanz und kein Mut in seinen Augen.

Der Herr, Eustasio Guira, sah sich den Fremden mißtrauisch an. Aber dann lud er ihn ein, gab ihm zu essen, saß auf der Veranda seines Hauses und sah zu, wie es dem Mann schmeckte.

Nach dem Essen stand der Fremde auf, ging zu Eustasio Guira hin und sagte: „Senor, verfügen Sie über mich. Vielleicht können Sie mich brauchen. Vielleicht kann ich mich nützlich machen auf irgendeine Art in Ihrem Hause. Ich kann alles."

Rodriguez Silva blieb auf der Estancia Eustasio Guiras. Er machte sich nützlich. Er konnte alles. Die Leute des Herrn lachten über sein komisches Aussehen. Aber er nahm ihnen ihr Lachen und ihre Hänseleien nicht übel, er lachte mit.

Guira lachte zwar auch über den Mann, der aus den Bergen gekommen war und den niemand kannte, aber er sah, daß der Fremde geschickt und zu vielem zu gebrauchen war. Und dann lachte Eustasio Guira nicht mehr, er sah oft nachdenklich hinter Rodriguez Silva her. Und an einem Abend rief er ihn zu sich auf die Veranda.

„Silva", sagte er, „ich habe einen Auftrag für Euch, eine Arbeit, bei der Ihr Geld verdienen könnt."

Rodriguez Silva zwinkerte mit seinen kleinen Augen und versicherte, daß er bereit sei, Geld zu verdienen. Und er verlangte zu wissen, was für einen Auftrag der Herr für ihn habe.

Eustasio Guira rückte näher an Silva heran: „Die Sache muß natürlich ganz unter uns bleiben, niemand darf etwas erfahren, es ist eine Sache, welche die Polizei einen Schmutz angeht, versteht Ihr, amigo?"

Silva verstand sofort, schnippte mit den Fingern und versicherte, solche Sachen habe er schon öfter erledigt und immer zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber.

Eustasio Guira freute sich darüber, daß er sich in Silva nicht getäuscht hatte, daß er ihn von Anfang an richtig eingeschätzt hatte. Er sagte leise: „Martinez de Lomana, dieser räudige Hund, ist mein Nachbar, wie Ihr wißt. Und er ist mein Feind! Wollt Ihr die Sache erledigen? Fünfhundert Pesos, ein Pferd, das Ihr Euch aussuchen könnt, einen Revolver und was Ihr sonst noch braucht. Überlegt es Euch bis morgen abend. Und dann sagt mir Bescheid. Die Hälfte des Geldes bekommt Ihr sofort, ebenso das Pferd, alles andere, wenn Ihr mir den toten räudigen Hund zeigt."

Rodriguez Silva sagte, er wolle sich die Sache überlegen, und dann ging er. Der Herr hatte schon jetzt den Eindruck, daß sein Feind Martinez de Lomana bei diesem Silva in den besten Händen war.

Man muß wissen, daß niemals Frieden war in diesem Tal, das den Familien Guira und de Lomana schon seit über drei Jahrhunderten gehörte. Eustasio Guira stand ganz allein in diesem Kampf. Er war kinderlos und alt. Er war eingetrocknet und krumm geworden, nur sein Haß auf seinen Feind war glühend und stark geblieben. Martinez de Lomana dagegen war ein junger kräftiger Mann, er hatte Kinder, er lachte über den alten Herrn auf der andern Seite des Tals und war davon überzeugt, daß dessen großer Besitz nach dem Tode des Alten in seine Hände kommen würde, denn es war kaum daran zu denken, daß die entfernten Verwandten Eustasio Guiras Lust hatten, aus der Hauptstadt hierher zu ziehen, um die Felder zu bebauen und die Estancia zu bewirtschaften.

Eustasio Guira rieb sich die knochigen Hände, als Silva am nächsten Abend zu ihm auf die Veranda kam: „Nun, amigo? Alles in Ordnung?"

„Tausend Pesos, Senor! Tausend Pesos und alles andere, fünfhundert sofort, fünfhundert nachher, und die Sache wird erledigt!"

Guira lachte: „Ich hab es mir gedacht! Ihr seid ein guter Geschäftsmann! Wer zu wenig fordert, ist ein fauler Kerl! Also abgemacht: tausend!"

Sie brachten alles in Ordnung an diesem Abend. Rodriguez Silva bekam seine fünfhundert Pesos und was er sonst noch brauchte, und am nächsten Tag suchte er sich ein Pferd aus, mit dem er sich überall sehen lassen konnte. Dann ritt er davon. Der Herr sah ihm lange nach.

*

Rodriguec Silva kam auf die Estancia Martinez de Lomanas. Er sah und hörte, daß der junge Herr kein räudiger Hund war, sondern ein Mann, mit dem man reden konnte.

„Senor", sagte Silva, nachdem er gegessen und getrunken hatte, „ich habe den Auftrag, Euch umzubringen auf irgendeine Art."

Martinez de Lomana griff nach seinem Revolver, aber er lachte dabei und sagte: „Bitte, fangt an mit dem Umbringen! Aber beeilt Euch!"

Silva wurde etwas verlegen und behauptete, das habe gar keine so große Eile, und wenn es dem Herrn recht sei, dann würde er lieber von etwas anderem sprechen.

Lomana wollte durchaus wissen, weshalb er umgebracht werden sollte und wer ihn umbringen lassen wollte. Da erzählte Silva alles, was er mit dem alten Herrn auf der andern Seite des Tals besprochen hatte. Und dann klopfte Martinez de Lomana dem Mann viele Male auf die Schulter, nannte ihn „amigo" und immer wieder „amigo" und lachte und lachte. Und vom Umbringen war nicht mehr die Rede.

Aber Rodriguez Silva wurde ganz traurig: „Nun habe ich fünfhundert Pesos bei dem Geschäft verloren! Ich hätte es besser überlegen sollen, wirklich!" Und er sah den jungen Herrn aus seinen kleinen, zwinkernden Augen ganz treuherzig an. Da lachte Martinez de Lomana wieder, gab Silva die fünfhundert Pesos und sagte ihm, er solle nun schleunigst machen, daß er aus der Gegend komme, die Luft könne hier ungesund werden für ihn.

„Gewiß, Senor", sagte Silva, „aber vorher brauche ich noch einen räudigen Hund. Ich habe Don Eustasio Guira einen räudigen Hund versprochen. Er hat mir Geld dafür gegeben, fünfhundert Pesos!"

Da lachte Martinez de Lomana wieder, und dann sagte er, einen räudigen Hund habe er im Augenblick nicht da, er wolle die Sache schon persönlich mit Eustasio Guira regeln, darum brauche sich Silva nicht zu kümmern. Der war einverstanden damit. Er stieg schnell in den Sattel, grüßte den Herrn und alle Leute auf dem Hof sehr freundlich, schwenkte seinen Hut, ritt durch die Tranquera ins Freie und verschwand bald in dem bläulichen, violetten Dunst, der überm Tal lag.

*

Martinez de Lomana ritt kurz danach zu Eustasio Guira hinüber. Der fluchte laut, als er seinen Feind kommen sah. Aber dann, zum erstenmal, saßen die beiden Männer auf der Veranda zusammen. Und Martinez de Lomana erzählte alles, was er von Rodriguez Silva erfahren hatte. An diesem Tag schlossen die beiden Frieden. Es war ein ehrenvoller Friede für beide Teile.

„Rodriguez Silva hat tausend Pesos verdient", meinte Martinez de Lomana, „aber dieser Friede ist mehr wert als tausend Pesos!"

„Tausend Pesos?" fragte Eustasio Guira. „Fünfhundert nur! Ich habe ihm nur fünfhundert gegeben!"

„Die zweiten fünfhundert habe ich ihm gegeben!"

Die beiden Männer lachten sich an. „Ein gutes Geschäft für diesen Banditen!" sagte Guira.

Als Rodriguez hoch oben in den Bergen war, an einer Stelle, von der er das ganze Tal übersehen konnte, hielt er sein Pferd an, schob seinen Hut in den Nacken, zählte noch einmal das Geld nach, das er verdient hatte, und sagte halblaut: „Es ist nicht wahr, daß ein tüchtiger Mann heutzutage keine Chancen mehr hat! Man kann, auf anständige Art sogar, tausend Pesos an einem Tag verdienen! Und ein Pferd und verschiedenes andere noch dazu!"

Die Mazedonier im Schilderhaus.

Von Götz von Niebelschütz.

Ein junger Mann aus Saloniki in Mazedonien, stolz, selbstbewußt, tat seinen Dienst beim Garderegiment des Königs in Athen, doch war er mit seinem Schicksal keineswegs zufrieden. Zuwider blieb es ihm, daß es in dieser Stadt nicht „wie bei uns", nicht „wie in Mazedonien war". Er wünschte seinen eigenen Willen. Er wollte mit dem Schädel durch die Wand der menschlichen Gesetze . . .

Es erboste ihn, daß man, anstatt nach Mazedoniern, Thrakern, Epiroten oder nach Athenern, ganz allgemein nach Griechen zählt. Und ganz besonders, daß der alte Plato den Begriff des Staates erfaßte und die Athener sich darein gefunden hatten, das ging ihm wider jeden Strich. Das heitere Achselzucken der Menschen aus der Landeshauptstadt lag ihm nicht. Das „dhen birasi", das über alles Unrecht, alles Leid erhabene „Es macht ja nichts", versetzte ihn in Zorn. Er haßte diese Stadt, die alles, was geschieht, an ihrer dreimal tausendjährigen Geschichte mißt und, kühl sich fügend, über alles lächelt.

Er nahm das Leben ernst und war sehr stolz darauf. Er widersetzte sich der stillen Ordnung dieses Lächelns, nur widerwillig kam er den Befehlen seiner Vorgesetzten nach, und, wenn man ihn zur Rede stellte, dann murrte er, das sei nun einmal so in seiner Stadt, in Saloniki, in Mazedonien; kurz: er verwechselte nicht nur die Welt, sondern sogar bereits die eigene enge Heimat mit sich selbst und seinem eigenen, selbstverständlich höchstbesonderen, Willen.

Man steckte ihn für Wochen in Haft, damit er sich bescheiden lerne, sich beugen und gehorchen und diese Welt zu nehmen, wie sie ist. Er aber widersprach auch fernerhin und nahm die Welt, wie er sie haben wollte, sich selber losgelöst von aller Menschheit. Er ging den eigenen Weg und büßte es, doch fand er ein sonderbares Glück darin, für seinen Stolz bei Brot und Wasser ohne jeglichen Erfolg zu leiden.

Zur Regenzeit stand er vor seinem Schilderhaus am Grabmal der Gefallenen. Sturm heulte um den Platz am Schloß, der Regen peitschte sein Gesicht. Er nahm es als willkommenen Anlaß, sich zu ärgern, nahm Sturm und Regen als ein Unrecht, das ihm widerfuhr, doch war er zu stolz, ihm auszuweichen. In Theorie und Praxis einig mit sich selber, verschmähte er es, Schutz zu suchen, den Schutz, den jede, auch die strengste Ordnung, jedem läßt. Er fand es unter seiner Manneswürde, ins Schilderhaus zu gehen und abzuwarten, daß Sturm und Wetter an der Welt und ihm vorübergingen.

Mit finsterer Miene stand er da, den harten Querkopf im Genick, und dünkte sich um vieles besser als sein unbekannter toter Kamerad, vor dessen Grab er Wache hielt, nur dunkel ahnend, daß das Opfer unseres Ichs wohl groß genug ist, um als schönes Gleichnis, den Namen stolzer Namenlosigkeit zu führen. Verschlossen stand er da, der Mazedonier, und präsentierte sein Gewehr (und grollte sich selber, weil er präsentierte). Er grollte, weil er präsentieren mußte, und ganz besonders, weil er mußte, denn damals, als er kam, da hatte er geglaubt, daß Mazedonier niemals müssen. Er präsentierte also mit verbissener Wut, fast glücklich über seinen Ärger, und sah den Oberst von der Ronde böse an.

Der Offizier, ein Stock-Athener von der alten klugen Rasse, blieb lächelnd stehen und sagte, leise spöttelnd: „Schau, du hast sogar gelernt, zu präsentieren!"

„Jawohl!" erwiderte der Mazedonier mit verkniffenem Zorn. "Jawohl, ich präsentiere! Aber vor mir selber!"

„In Deubels Namen!" schrie der Oberst lachend durch den Sturm und schlug den Mantelkragen hoch. „Denk, was du willst und präsentiere, wie du lustig bist! Doch wenigstens, mein Lieber, geh ins Schilderhaus! Man kann doch auch mit trockenen Füßen vor sich selber präsentieren!" Laut lachend ging er weiter durch das Wetter, doch drehte er sich noch einmal um und rief mit einem tiefen Ernst, den man nicht an ihm kannte: „Mein Sohn, wir haben alle unser Schilderhaus!"

Der Mazedonier blieb und dachte, und denkend schritt er rückwärts, unter Dach und Fach. Und dort erschrak er und faßte sich an seinen Kopf, doch fühlte, daß es ganz derselbe war, den er als Mazedonier mitgebracht. Er hält ihn aufrecht wie zuvor, nur spielt seit jenem Tag um seinen Mund ein leises Lächeln, das still-erhabene Lächeln der Athener, das seinen Platz in dieser Welt gewonnen hat und halten will, in Achtung vor sich selbst und vor den anderen.

Kein Regen stört ihn mehr. Er hat den Kopf, er hat die Augen frei auch für die Mitwelt. Und wenn die Menschen an dem Schilderhaus vorübergehen, keiner ohne Sorgen, will es ihm scheinen, daß jeder, jeder so ein Schilderhaus in sich und mit sich durch das Leben trägt und tragen muß, wenn er den Zoll ans Leben, an die Menschheit gerne zahlen soll — als Philosoph im Schilderhaus des Lächelns.

Das Schöpferische.

Von Werner Fuchs-Hartmann.

Die ewige Sehnsucht aller schöpferischen Spannung ist: die Form zu finden, die bindet und doch zugleich erlöst.

*

Kunst ist kein Beruf, den wir erfüllen, sondern eine Leidenschaft, die uns erfüllt!

*

Stilgefühl haben, ist immer ein Beweis von Charakter, wenn man hierunter vor allem die Fähigkeit versteht, seinem Leben jene Form und Linie zu geben, die dem eigenen Wesen entspricht.

*

Jedes künstlerische Schaffen ist eine Sache der Überzeugung. Fehlt sie, ist das Werk nie vollkommen!

*

Jede schöpferische Tat kann ihrem ganzen Wesen nach gar nicht anders sein als revolutionär, weil sie den Stand der Dinge verändert.

*

Es ist wie ein Verhängnis, daß ein Werk immer erst dann vollendet ist, wenn sein Schöpfer sich endgültig von ihm freigemacht hat, wenn es für ihn erschöpft und ausgeschöpft ist und nur noch den anderen zu geben vermag — ihm selber aber nichts mehr!




Lustige Ecke

Der Großwildjäger.



„. . . Dann hab' ich noch die Giraffe da, die müssen wir uns aber im Schlafzimmer näher ansehen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.